

bis zum Ausgang des 7. Jh. und wird über andere im Abendland noch lange verbreitete Meßtypen wie auch über Predigt und Taufe informiert.

Außerordentlich schwierig ist es, die Frömmigkeit einer Epoche zu beschreiben. Vogt weist darauf hin, daß der Empfang der Eucharistie im 5. und 6. Jh. wegen der damit verbundenen rigorosen asketischen Forderungen abnahm. Die wachsende Marienverehrung, Heiligenfeste, Reliquienkulte und Wallfahrten werden vorwiegend von den schriftlichen Quellen her gedeutet. Hier könnte die christliche Kunst das von den schriftlichen Quellen gebotene Bild sicher noch entscheidend ergänzen.

In den beiden abschließenden Kapiteln gibt Vogt einen kurzen Überblick über die abendländische theologische Diskussion des 5. – 7. Jh. (282 – 309) und über deren wichtigste Wortführer (309 – 29).

Als theologisches Hauptproblem sieht Vogt die Auseinandersetzung mit dem sog. „Arianismus“ der Vandalen und Goten, den Vogt zurecht lieber als „homöische Theologie“ beschreibt, und der von den homöischen Germanen praktizierten Wiedertaufe. Angesichts der theologischen Diskussion der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erscheint allerdings die These Vogts fraglich, daß erst Chalkedon die richtige Antwort auf Arius und diese homöische Theologie habe geben können. Die Homöer hatten die christologische Frage nicht aufgeworfen und deren Lösung (bzw. Nichtlösung) in Chalkedon betraf sie eigentlich nicht. Zu fragen ist, ob die Argumentation z. B. des Fulgentius von Ruspe überhaupt die germanischen Homöer traf? Besonders weist Vogt darauf hin, daß auch liturgische Maßnahmen (Einführung des dreifachen Sanctus) bei der Abwehr dieses „Arianismus“ besonders erfolgreich gewesen wären. Aber vertreten diese Homöer noch Sätze des genuinen Arianismus? Vom Sohn zu sagen, er sei „aequalis patri“, brauchte einem Homöer nicht unbedingt unmöglich zu sein (das „similem genitori suo patri“ der Synode von Rimini = ὅμοιον τῷ γεννήσαντι αὐτὸν πατρὶ der Synode von Konstantinopel 360 ist davon nicht so weit entfernt. Sowohl „aequalis“ wie „similis“ kommen als Äquivalent von ὅμοιος in Frage). Sieht man auf den strikten Biblizismus der Homöer, scheint es problematisch, ein „individuelles Bekenntnissethos“ bei den Katholiken einem „germanischen Gefolgschaftsethos“ bei den germanischen Homöern gegenüberzustellen (289). Die theologischen Gefahren einer übersteigerten Polemik gegen diese homöische Theologie stellt Vogt deutlich heraus, da diese Polemik sich angesichts des Biblizismus der homöischen Theologie zu sehr auf rein philosophische Positionen zurückziehen mußte, wie bei Fulgentius von Ruspe deutlich wird.

Auf die Länge der Auseinandersetzungen gesehen erscheinen die Streitigkeiten um den Semipelagianismus und den Dreikapitelstreit gegenüber den Auseinandersetzungen um die Trinitätslehre nur als Episoden.

Abschließend charakterisiert Vogt die vier Schriftsteller dieser Epoche, die für das Mittelalter die maßgebenden Säulen der Theologie werden sollten: Boethius, Cassiodor, Gregor und Isidor.

Trotz mancher Überschneidungen und Wiederholungen kann man diesen Band mit seiner großen Materialfülle und seinen sich zwar manchmal widersprechenden, im ganzen aber ausgewogenen Stellungnahmen der Verfasser, auch wenn man mit ihnen nicht immer übereinstimmt, nur jedem empfehlen, der sich mit der Geschichte der Kirche im Übergang von der Antike zum Mittelalter befassen will.

Poltringen

Hanns Christof Brennecke

Mittelalter

Hermann Fröhlich: Studien zur langobardischen Thronfolge von den Anfängen bis zur Eroberung des italienischen Reiches durch Karl den Großen (774). Phil. Diss. Tübingen, Selbstverlag 1980. 289 u. 265 S.

Die langobardische Thronfolge gibt noch immer Rätsel auf. Offenkundig war sie nicht institutionell geregelt; etwa ein Drittel aller Herrschaftswchsel vollzog sich unter

Gewaltanwendung. Die Quellen lassen oft keine klaren Vorstellungen von den Vorgängen mehr erkennen; immer wieder werden spätere Verhältnisse in die Vergangenheit zurückprojiziert. So nimmt es nicht wunder, daß sich in den letzten Jahren mehrere (z. T. noch nicht gedruckte) monographische Untersuchungen mit dem vielbearbeiteten Thema befaßten. Die vorliegende Dissertation wurde schon im Wintersemester 1970/71 angenommen; der Vf. hat aber die bis 1978 zugängliche Literatur gründlich eingearbeitet. Insbesondere setzt er sich laufend mit der 1972 erschienenen Habilitationsschrift von Reinhard Schneider auseinander (Königswahl und Königserhebung im Frühmittelalter. Untersuchungen zur Herrschaftsnachfolge bei den Langobarden und Merowingern [Monographien zur Geschichte des Mittelalters 3]), in der die langobardischen Verhältnisse auf knapp 60 Seiten dargestellt sind. In manchen wesentlichen Fragen stimmt er mit Schneider überein; aber an vielen Punkten kann er dessen Ausführungen korrigieren. Vor allem übt er erfreulicherweise weit größere Zurückhaltung gegenüber den Aussagen der Quellen und darauf aufbauenden historischen Konstruktionen als Schneider. So lehnt er z. B. mit Recht die Behauptung eines langobardischen Krönungsaktes ab (vgl. S. 286 ff.).

Nach einer kurzen Einleitung über Quellen und Forschungsstand gibt der Vf. im Hauptteil einen Überblick über Herrschaftsantritt und -ende der einzelnen Langobardenherrscher von der (mit gebührender Vorsicht behandelten) sagenhaften Frühzeit bis zum Ende eines selbständigen Langobardenreichs. In einem knappen, systematischen Schlußkapitel faßt er die wichtigsten Beobachtungen zusammen. Beim Herrschaftswechsel wirken verschiedene Momente zusammen; dabei tritt das dynastische (Verwandtschaft mit dem Vorgänger, Einsetzung durch ihn usw.) weit zurück hinter die Wahl durch Adel und Stammesversammlung. Eine wichtige Rolle spielen der Besitz der Hauptstadt (seit Ariold: Pavia) und die unter innen- wie außenpolitischen Gesichtspunkten relevante eheliche Verbindung. Entscheidend sind nicht rechtliche Zusammenhänge; es gibt kein Erbrecht und keine Rechtsansprüche aus der Heirat mit der Witwe oder der Tochter eines Vorgängers. Den Ausschlag geben allein die Machtverhältnisse im Innern und nach außen. So wählen die Langobarden in Zeiten äußerer Bedrohung oder einer Expansion auf der Apenninenhalbinsel den tüchtigsten Feldherrn zum König, und wenn bei der Wahl die Frau des Gewählten eine Rolle spielt, dann meist unter dem Gesichtspunkt, daß der Gegensatz zwischen Arianern und Katholiken durch die Erhebung eines gemischtkonfessionellen Königspaares gemildert werden kann. Überhaupt läßt sich an der Geschichte des Herrschaftswechsels die Entwicklung von der Vorherrschaft des Arianismus über die wachsende Aussöhnung zwischen den Konfessionen bis hin zur Unterwerfung unter die Autorität des römischen Bischofs verfolgen. In den Vorgang des Herrschaftswechsels sind christliche Elemente allerdings nicht eingedrungen. Im übrigen ist die Vielfalt der für die Thronfolge konstitutiven Momente im geschichtlichen Wandel so groß, daß sich die Geschichte der Thronfolge streckenweise geradezu zu einer Geschichte des Langobardenreichs ausweitet. Es ist das Verdienst des Vf., in sorgfältiger, die Quellen kritisch auswertender Analyse ein differenziertes Bild der Vorgänge um die langobardischen Herrschaftswechsel geboten zu haben, das an manchem Punkt über die bisherigen Einsichten hinausführt, das aber auch die Schwierigkeiten und die Grenzen unserer Erkenntnis deutlich macht.

Puchheim

Ulrich Köpf

Karl Heinemeyer, Das Erzbistum Mainz in römischer und fränkischer Zeit, 1. Bd.: Die Anfänge der Diözese Mainz (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 39,1). Marburg 1979, Kommissionsverl. Elwert, XII, 237 S. mit 18 Abb. u. Karten u. 3 Kartenbeilagen.

Auch nach den Forschungen von H. Büttner und E. Ewig blieb eine zusammenfassende Darstellung der Anfänge und frühen Geschichte des Bistums Mainz ein Desiderat der Forschung. H. will diese Lücke schließen und die erste Entwicklung der räumlichen Grundlage des bischöflichen Amtsbereichs des Oberhirten von Mainz, so weit er sich